



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das deutsche Dorf

Mielke, Robert

Leipzig [u.a.], 1913

Die Anfänge und die Geschichte des deutschen Dorfes.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-80532](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-80532)

Die Anfänge und die Geschichte des deutschen Dorfes.

Alle Verhältnisse unserer Erde sind dem Wechsel unterworfen. Der Mensch selbst ist zumeist die treibende Kraft, die im bewußten Vorwärtsdrange von alten zu neuen Zuständen strebt. Im Hintergrunde dieser unaufhörlichen Wandlungen steht aber die konservative Herrschaft der Landschaft. Was der einzelne aus Urväter Tagen als festen Kulturbesitz übernommen hat, verändert sich, sowie er den Fuß in eine andersgeartete Umgebung lenkt. Bedingt das neue Land auch neue Wirtschaftsformen, dann können die Verhältnisse leicht zu großen Wandlungen in Lebensgewohnheiten, in der Sprache, selbst in der Denkungsart führen. Die norddeutsche Tiefebene, in der zum Teil noch Stämme sitzen, die ihre Wohnplätze seit geschichtlicher Zeit niemals gewechselt haben, gebiert andere Charaktere als die den Verkehr begünstigenden Berge Mitteldeutschlands oder die abgelegenen Täler der Hochalpen; das uralte Flachlandhaus wandelt sich, sobald es im Berglande anderen räumlichen, wirtschaftlichen und baulichen Gesetzen folgen muß. Am augenfälligsten ist aber das deutsche Dorf in seiner politischen und äußeren Gestaltung beeinflusst von der heimatlichen Erde, die die stammesartlichen und geschichtlichen Sonderentwicklungen zu bestimmten Siedlungsformen festigen ließ.

Ununterbrochen nagen die Wellen der Ostsee an dem Küstensaum der mecklenburgisch-pommerschen-preussischen Gebiete. Jahraus und jahrein — seit Jahrtausenden — spülen sie kleine Brocken in das Meer. Wer die furchtsame Phantasie dürrer theoretischer Berechnung besitzt, der kann in absehbarer Zeit vielleicht den Augenblick kommen sehen, in dem die Ostsee ihre Fluten über die fruchtbaren Ackergefilde der Küstenländer dahinwälzt. Glücklicherweise steht dieser vernichtenden Kraft auch eine ausgleichende in der langsamen — unendlich langsamen — Hebung des Landes entgegen, die den Landverlust an der einen durch Landgewinn an der anderen Stelle wieder aufhebt. Und doch könnte der Pessimist vielleicht recht behalten; denn noch haben die klassischen Völker die dunkle Sage erklingen hören, daß dort oben im fernen Norden eine große Flut ganze Länder

verschlungen habe, eine Sage, die die erschreckte Phantasie mit den Zimbern- und Teutonenkriegen in Verbindung brachte, und die unter dem Namen der zimbrischen Flut die Legenden der Geschichtsschreiber mehrte. Sie hat in der That einen Kern, wenn auch das Ereignis selbst nicht mehr in den Gesichtskreis der klassischen Völker fiel; aber seine Nachwirkungen haben doch dazu beigetragen, den Norden Europas aus seiner stillen Entwicklung in das starke Fluten der europäischen Weltgeschehnisse hinauszudrängen. Die Völkerbrücke zwischen den südbaltischen Germanen und ihren skandinavischen Vettern ist durch diese Flut auf einen schmalen Verbindungsweg beschränkt worden, der noch durch Sümpfe und tiefe Meeresbuchten bedeutend eingeengt wurde. Eine weitere Folge dieser geographischen Veränderung war, daß die Entwicklung des deutschen Dorfes auf die große niederdeutsche Tiefebene mit ihren Dünen, Seen, Wäldern und Heiden gedrängt wurde, in der sich das älteste feststellbare Gebiet von der Ostseeküste, der Oder und Havel, dem Nordrand des Harzes, der Wasserscheide zwischen der unteren Elbe und Weser bis an die Nordsee erstreckte.

Es war kein Paradies im Sinne unserer südeuropäischen Berichtserstatter, in dem sich die ersten Ansätze einer dörflichen Siedlung bildeten. Mit einem gewissen Mitleid spricht der Römer Tacitus, dem wir eingehende Mitteilungen verdanken, noch im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung von Germanien, dessen dunkle Wälder, reißende Ströme, Kälte und Stürme ihm und seinen Zeitgenossen wenig verlockend erschienen. Große zusammenhängende Wälder bedeckten es und bildeten ungezählte Jahrhunderte lang einen Schutzwall, hinter dem sich das Volk an den wenigen waldlosen Stellen, den breiten Stromtälern, einzelnen Hochebenen, den Nordküsten und bestimmten Richtungen des norddeutschen Vöfßbodens niedergelassen hatte. Wann dies geschah, wird sich wie jeder Anfang einer Kultur nicht bestimmen lassen. Folgen wir den Pfaden, die die vorgeschichtlichen Funde erschließen, dann rückt die Besiedlung schon in die Steinzeit, d. h. in das vierte vorchristliche Jahrtausend hinauf, aus dem gewaltige Steinbauten wie das sogenannte, allerdings erheblich spätere Königsgrab von Seddin oder das Steindenkmal von Melln (beide in der Prignitz) uns die Erzeugnisse gemeinsamer Arbeit in überzeugender Weise darlegen. Ein Volk, das solche Denkmäler in langer Arbeit errichtete, das weitausgedehnte, geschlechterlang benutzte Urnenfriedhöfe anlegte, konnte kein unbeständiges Nomadenleben geführt haben, wenn auch die Zeugnisse späterer Zeit

dem zu widersprechen scheinen. Daß es Germanen waren, ist nicht erwiesen; aber immer mehr neigt die Wissenschaft dahin, ihnen diese Kulturwerke zuzusprechen. Der Grieche Strabo, der um 60 v. Chr. geboren wurde, und der wahrscheinlich einen älteren Berichterstatter ausschöpfte, schildert die Germanen allerdings als ein Nomadenvolk, wenn er von den Sueven sagt: „Allen Völkern dieses Landes ist die Leichtigkeit der Auswanderung gemein wegen der Einfachheit ihrer Lebensweise und weil sie nicht Acker bauen und auch keinen Vorrat sammeln, sondern in Hütten wohnen und nur den täglichen Vorrat besitzen. Ihre meiste Nahrung nehmen sie vom Zuchtvieh, gleich den Wanderhirten, weshalb sie auch wie jene ihren Hausrat auf Wagen packen und sich mit ihren Viehherden hinwenden, wohin es ihnen gefällt.“ Was es mit dieser Verlegung von Wohnhütten, von der wir übrigens auf der Kurischen Nehrung noch Beispiele aus dem vorigen Jahrhundert vor Augen haben, für eine Bewandnis hat, deutet uns sein Zeitgenosse Cäsar an, der das westliche Germanien zum Teil aus eigener — allerdings sehr unvollkommener — Anschauung kannte. „Niemand“, sagt er, „hat eine abgegrenzte Feldmark oder eigne Grundstücke, sondern die Obrigkeiten und Vorstände weisen jährlich den Stämmen und Verwandtschaften, die sich zusammenhalten, Felder an, soviel und wie sie es immer gut finden, und lassen sie im folgenden Jahre anderswohin ziehen. Für die Zweckmäßigkeit dieses Verfahrens geben sie als Grund an: Es solle durch Vorliebe für bleibende Wohnstätten der Hang zum Kriege nicht in die Lust am Feldbau ausarten, man solle nicht bequeme Einrichtungen gegen Hitze und Kälte beim Bauen machen.“ Lassen wir diese immerhin auf schwachen Füßen stehende Erklärung beiseite, so offenbart uns der Bericht nicht nur den Feldbau selbst, sondern auch jene Fruchtwechselfolge, die für das deutsche Ackerleben bis in das 19. Jahrhundert charakteristisch war. Cäsar kannte sie allerdings nicht und hatte darum ihren Kern mißverstanden. Denn es liegt nahe, diesen Wechsel von Fruchtbau und Brache, der eine lange Erfahrung voraussetzt, in eine entfernte Vorzeit zurückzuverlegen. Durch den Ackerbau oder, wenn man die Tatsachen an ihren Wurzeln zu erkennen sucht, durch den Pflug ist die Wandlung zu festerem politischen Gefüge eingeleitet worden, aus dem sich die schwellende überschüssige Volkskraft zu kräftigen Vorstößen organisierte. Mit dieser expansiven Bewegung wuchs im Innern des Landes naturgemäß das Bestreben, die Familie aus der Volksgesamtheit zu selbstständigen Organen des öffentlichen Lebens herauszulösen. So er-

scheint denn als das wichtigste Ereignis dieser Frühzeit, daß sich aus dem allgemeinen Bodenbesitz das Grundeigentum bildete, mit dem die Siedlung erst im technischen Sinne ein Dorf wurde.

Die genannten Schriftsteller sprechen von der Hofstatt, die möglicherweise der gemeinsamen Flur zugerechnet wurde, noch nicht als Sondereigentum, das sich aber — und darin scheint die Erklärung Cäsars über den Wechsel des Hauses begründet zu sein — langsam vorbereitete. Wenigstens haben wir in der zuverlässigen Nachricht des Tacitus über die germanische Ortsanlage den Beweis fester Siedlung, ja, mehr als das: wir ersehen, daß die in einem großen Teile Deutschlands übliche Anlage des Hausendorfes schon zu seiner Zeit feste Gewohnheit war. „Hier und da zerstreut, hausen sie weit voneinander, wie ihnen gerade eine Quelle, ein Feld, eine Waldung behagt. Dörfer legen sie nicht nach unserer Weise an, daß die Gebäude aneinanderstoßen und zusammenhängen; jeder umgibt sein Haus ringsum mit einem freien Platze, entweder zum Schutze gegen Feuersgefahr oder vielleicht, weil sie des Bauens wenig kundig sind.“ Diese Beschreibung paßt ebensowohl auf die Einzelhöfe, die wir noch heute im nordwestlichen Deutschland kennen, und die uns höchst altertümlich anmuten, als auch auf die erwähnten Hausendörfer. Das Dorf ist also im ersten nachchristlichen Jahrhundert vorhanden; seine hervorragende Stellung im politischen Leben, die sich unbeirrt um sonstige Wandlungen bis in die Gegenwart erhalten hat, geht ebenfalls schon in diese Frühzeit zurück.

Das Wort Dorf selbst leitet auf den Begriff des Vielen, der Menge zurück und ist vermutlich mit dem lateinischen turba = Schar, Hause sprachverwandt. Der Gote Wulfila gebraucht in seiner Bibelübersetzung die Form thaurp = Dorf nur im Sinne eines angebauten Feldes — nicht als einen Hinweis auf eine geschlossene Häuseranlage, die ihm aus südeuropäischen Siedlungen bekannt war, und für die er das Wort baurg = Burg hat. Das Dorf ist also diesem ältesten deutschen Schriftsteller zunächst keineswegs eine Anlage von Hofstätten, für die er haims = Heim anwendet, sondern ein unter Kultur befindlicher und einer politischen Genossenschaft gehörender Teil des Siedlungslandes. Wir finden das Wort Dorf auch überall, wo Germanen längere Zeit gesessen hatten: im Englischen als dorp, im Schwedisch-Dänischen als torp, in Westfalen und Schleswig-Holstein als trup dem Bestimmungswort vieler Ortsnamen angehängt. Wie stark es im Sinne einer engeren, aus dem Sippenverbände hervorgegangenen Wohn- und Landwirtschafts-

lichen Erwerbzgenossenschaft weiterlebt, bezeugen sprachliche Verbindungen wie das schweizerisch-schwäbische *ze dorf gehen* = zur Versammlung gehen oder *nacht dorken* = zur Nacht versammeln u. a.

Früh schon ist der Urbegriff des Dorfes verdunkelt und schließlich beiseite geschoben worden durch die unmittelbare Beziehung auf die Örtlichkeit oder auf die Familie. Ja, es haben Gewohnheit und Stammes Sitte ganze Gruppen von Siedlungen durch bestimmte Beiwörter derart gekennzeichnet, daß man aus diesen Formen einzelne Zeitschichten und Wanderwege, vielleicht auch Stände, verfolgen kann. So weisen die vielen Ortsnamen auf *ing* oder *ingen* in Bayern, Schwaben, der Schweiz, Baden, Elsaß und der Pfalz, vereinzelt auch in Niedersachsen und Franken, die in Hessen und Thüringen in *ungen* umlauten, auf eine sehr frühe Zeit zurück, wenn sie auch erst in den Urkunden des 8. bis 11. Jahrhunderts auftauchen; sie künden an, daß die mit ihnen benannten älteren Ortschaften einer Person oder einer Sippe zugehörig waren. Dieses einzigartige Sprachdenkmal schildert uns also in greifbarer Deutlichkeit, daß die Anlage solcher Siedlungen von einer Familie in die Hand genommen wurde. Damit verdichtet sich der politische Hintergrund, vor dem das *thaurp* entstand, zu dem Anfange staatlicher Bildung, gegen den andere uralte Grundworte wie *burg* und *berg* zu örtlicher und eingeschränkter Bedeutung zusammenschrumpfen. Aus diesen dunklen Anfangszuständen, die blitzgleich durch das eine Wort erhellt werden, treten aber noch andere sprachliche Formen deutlich hervor, von denen *heim* in unmittelbarem Gefolge der fränkischen Wanderungen erscheint. Wie die *Jngen=Dörfer* nur spärlich in dem alten Volkslande zwischen Weser und Elbe vorkommen und damit bezeugen, daß sie erst durch die wandernden Stämme in den eroberten Gebieten angelegt wurden, so sind die Dörfer, welche auf *heim* endigen, durch die siedelnden Franken verbreitet worden. Ja, es scheint, als ob selbst noch andere bestimmende Einflüsse bei diesen Namensgebungen mitgewirkt hätten, wenn die Folgerungen berechtigt sind, daß mit *ingen* fränkische *Herrnsitze*, mit *heim* aber *Bauernansiedlungen* bezeichnet worden wären. Jedenfalls liegt in der auffallend starken Verbreitung von Ortschaften mit diesen beiden Endungen ein Beweis großer kolonialisatorischer Tätigkeit, die mit der Ausbreitungsbewegung der deutschen Stämme zusammenfällt. Ferner läßt sich vermuten, daß die Stämme, als sie kolonisierend in die römischen Gebiete drangen, die Dörfer mit ihren Familien besiedel-

ten, daß die Nachkommen eines Sippenhauptes das von ihm in Besitz genommene Gebiet nach diesem benannten und sich dadurch familienrechtlich als Teilhaber einer Dorfgemeinschaft bekannten. Es laufen also in dieser Frühzeit oft familiengeschichtliche und ortsgeschichtliche Beziehungen durcheinander. Wie sehr das persönliche Ansehen des Ortsgründers überwog, zeigen die vielen Ortsnamen mit leben, die zumeist als Folge angelsächsischer Wanderungen aufstauhen und auf leiba = Nachlaß, Erbe zurückgeführt werden. Andere sprachliche Spuren weisen wieder auf örtliche Verhältnisse hin wie die sehr alten Formen hof und büttel = Hof; lohe, lahe, lage = Wald; mar und mere = Sumpf; moor oder moos = Feld; hausen, stadt, stedt, stetten = Ort, da man rastet; a, ach und au = Wasser; bach und beck, born und brunnen; tal oder dal; hagen = das Gehegte; lar = Ort; affa = Wasser und viele andere, von denen nur noch das uralte wörde oder wurt = Hofstatt, Ausscheidung aus dem Gemeindegut und das oberdeutsche wörth = Werder, Insel, zu erwähnen sind.

Das deutsche Dorf geht also aus der Familie hervor; seine Schicksale werden von den gleichen Interessen der sich Nahestehenden getragen. Das ist der monumentale Anfang, mit dem wir die Anfänge der Siedlung in der Dämmerung der Vorzeit erkennen. Es darf uns genug sein; denn damit legen wir zugleich den Zusammenhang dar, der das Dorf organisch mit der Frühentwicklung unseres Volkes verbindet, der es nicht aus fremder Kultur herleiten läßt, sondern als heimische, land- und volksgeborene Schöpfung anzeigt.

So weltfern sich auch die erste festhafte Entwicklung bei den Germanen vollzog — so weltfern, daß die Kunde ihrer Existenz sich nur als dunkle, märchenhafte Sage zu den älteren antiken Schriftstellern verlor —, so war dieser Anfang doch energisch und straff genug, um auf den Ackerbau zu drängen. Aus der späteren Gestaltung, die uns in den alten Volksgesetzen, den Weistümern und vor allem in der Einteilung der Feldflur eine zwar lückenhafte, aber immerhin ausreichende Kenntnis vermittelt, können wir auf ältere Zustände zurückschließen. Die wirtschaftliche Grundlage beruht auf der Ausnutzung des einer Dorfgemeinschaft zur Verfügung stehenden Bodens, der sogenannten Mark, in der Art, daß ursprünglich alle Dorfgemeinschaften gleiche Anteile erhielten. In den Stammesgesetzen, deren ältestes am Ende des 5. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung niedergeschrieben ist, das indessen viel ältere Gewohnheitsrechte einschließt, ist dies Bestreben nach Gleichheit aller Volksgemeinschaften noch

deutlich erkennbar. Nicht immer wird sich dies allgemein haben durchführen lassen; denn wo sich ein Bodenrecht mit festem Sondereigentum herausbildet, da ist auch der Anfang zur Ungleichheit schon sichergestellt, ja, es wird von einzelnen Forschern auch die Entstehung größerer Grundherren bereits in diese Zeit zurückverlegt. In der Tat berichtet auch Tacitus, dem wir in diesem Punkte Glauben schenken dürfen, daß das Ackerland nach Rang und Vermögen verlost wurde; indessen ist diese Ungleichheit erst in den späteren Zeiten der Grundherrschaft von der Wirkung gewesen, daß sie auch die äußere Gestaltung beeinflusste und zwar, wie wir sehen werden, hauptsächlich bei der Besiedlung Ostdeutschlands.

Wie sah nun das Dorf beim Beginne unserer Zeitrechnung aus? Da der Deutsche nie ein Sumpfbewohner war, so legte er sein weit-schichtiges Dorf mit den zerstreuten Hütten auf trockenem Boden an, wie es Tacitus recht anschaulich schildert. Je nach den örtlichen Verhältnissen rückten die Hütten wohl auch enger aneinander, ohne jedoch regelmäßige Straßen zu bilden, mitunter so dicht, daß römische Augenzeugen von einer stadthähnlichen Anlage reden konnten, wie von einer „Stadt“ der Bataver, die vermutlich aus Gründen der Verteidigung geschaffen worden war, oder wie bei Mattium, dem Hauptort der Chatten. Besser als über das Ortsbild sind wir über die Häuser durch Tacitus unterrichtet, der sie zwar im Gegensatz zu den römischen Bauten als ungestalt und ohne Rücksicht auf Schönheit und freundliches Aussehen kennzeichnet, aber doch ihre Bemalung mit einer reinen und glänzenden Erdart hervorhebt. Eine deutlichere Vorstellung erweckt eine Urne in Hausform, welche vor einigen Jahren bei Königsau gefunden wurde und bei aller Vorsicht, die gerade den sogenannten Hausurnen gegenüber geboten ist, das Bild eines solchen Dorshauses wiederzugeben scheint. (Abb. 1.) Unser Gewährsmann spricht daneben noch von „unterirdischen Höhlen, die sie oben mit einer starken Dungschicht belegen, als sichere Wohnung im Winter und ein Versteck für die Feldfrüchte“. Auch sie sind in den Rübenkellern der Lüneburger Heide zu finden, deren Erdblackendeckung dem Römer als Dung erschienen sein mag.

Deutlicher als das Haus erscheint die Flur, die das andere wichtige Element in der äußeren Gestalt unserer Dörfer ist. Wenn wir



Abb. 1. Hausurne von Königsau. (Aus Hand, deutsches Bauernhaus.)

die nachfolgende Schilderung lesen, so mutet sie wie eine Beschreibung aus dem 17. oder 18. Jahrhundert an, in denen eine so gekennzeichnete Wechselwirtschaft noch ganz allgemein gebräuchlich war. „Die Ländereien werden nach der Zahl der Bebauer von der Gesamtzahl abwechselnd in Gebrauch genommen und dann unter die einzelnen nach dem Range verteilt“ „Alljährlich wechselt man mit dem Ackerlande, und es bleibt immer noch ein Teil brach liegen“ (Tacitus). Das sind altbekannte Grundsätze unseres Dorflebens, die in dem Wechsel zwischen Anbau und Brache ein wirtschaftliches Steigerungselement bedeuteten. Angesichts dieser wohlüberlegten Disziplinierung des Ackerbaues ist die Annahme hinfällig, daß die Germanen, die in den Gesichtskreis Cäsars und seiner Nachfolger traten, herumerschweifende Nomaden gewesen seien. Wie man die Theorie der Kulturstufen: Nomade, Viehzüchter und Ackerbauer aufgegeben hat, so wird der Nomadenzustand der Germanen um so eher zur Fabel, je mehr die Wissenschaft ihren geistigen und realen Nachlaß prüft. Das eine ist mindestens gesichert: in Deutschland hat es nie einen Boden gegeben, der für eine Nomadenkultur die geeigneten Landgebiete geboten hätte. Selbst die zweifellos nachgewiesenen Tundrangebiete, welche zunächst in Frage kommen, sind verhältnismäßig klein. Freilich ist die Besiedlung in der Frühzeit noch spärlich gewesen und hat sich nur auf verhältnismäßig kleine Gebiete beschränkt, die planmäßig zu erweitern, erst einer späteren Zeit vorbehalten blieb.

In das anscheinend ruhige Leben der germanischen Völker kam im ersten vorchristlichen Jahrhundert eine merkwürdige Unruhe und Bewegung, über deren Ursachen wir nur unvollkommen unterrichtet sind. Wahrscheinlich ging das Vorwärtsdrängen der Stämme von den im Herzen Germaniens sitzenden Sueven aus, welche vielleicht wieder von östlichen Völkerbewegungen geschoben wurden. In der Folge dieser Wanderungen vollzog sich eine vom Flachland in die Berggelände gerichtete Verschiebung eines Teiles der deutschen Stämme, die für die Entwicklung der ackerbaulichen Interessen von der größten Bedeutung wurde. Auf diesen Wanderungen lernten die Stämme eine andere weilerartige Siedlung bei den Kelten kennen, die von ihnen unterworfen oder verdrängt wurden. Auf dem eroberten Boden sind dann Dörfer nach heimischer Art angelegt worden, durch die jene älteren weilerartigen Siedlungen vertilgt wurden. Jedenfalls haben die Stämme, die die keltischen Gebiete im Westen und Süden besetzten und hier in dem bergigen Gelände eine

wesentlich andere Umgebung fanden, als sie in der Ebene gewohnt waren, ihre alte Dorfverfassung und ihre Flureinteilung beibehalten. Erst im Verlaufe der Wanderungen, als sie das bereits in fester und hoher Kultur stehende Gebiet westlich des großen römischen Grenzwalles besetzten, beharrten sie nicht mehr bei einer neuen Aufteilung des Bodens, sondern ließen die Reste der von den Römern ausgebildeten Farm- oder Gutshofbesiedlung wenigstens in abgelegenen Gegenden bestehen.

Losgelöst von der niederdeutschen Ebene und bestrebt, sich in dem eroberten Lande zunächst häuslich einzurichten, sind die kriegerischen Stämme wieder zu dem geworden, was sie vor der Wanderung waren: zu Bauern. In der Bebauung des Bodens lag ihre Stärke und ihre Freiheit. In demselben Grade aber, in dem der Wert des Geldes durch die Zerstörung der von den Römern in Deutschland geschaffenen Wirtschaftsverhältnisse sank, und die durchendlose Kriege erschöpften Länder nur noch ein kümmerliches Dasein gestatteten, in demselben Grade stieg auch der Wert des Bodens. Der Besitz von Land wurde ein erstrebenswertes Ziel der Großen, dem diese um so mehr nachjagen durften, als die Verhältnisse des sterbenden Römischen Reiches es ihnen geradezu darboten. Die Abkehr von der alten Bauernsitte zeigte sich bald verhängnisvoll. Je mehr Land sich in der Hand der Großen, besonders der fränkischen Könige, vereinte, um so mehr wurde dieser Landbesitz die Ursache für den Untergang der alten Volksfreiheiten und weiterhin zu einer anderen Gruppierung der Bauernschaften: durch das Lehnswesen wurde eine Scheidung eingeleitet zwischen den beruflichen Waffenträgern und den waffentragenden Gemeinfreien, die der Scholle treu geblieben waren, was sich in dem Dorfbilde durch die Entwicklung des einfachen Wohnhauses zu den Anfängen burgartiger Bauten äußerte.

Bergegenwärtigen wir uns nun nach diesen kurzen Andeutungen über die einschneidenden politischen Veränderungen das Aussehen eines Dorfes der Völkerwanderungszeit, so müssen wir uns die außerordentlich verschiedene Art des Gebietes vor Augen halten. In dem alten niederdeutschen Volkslande dürfte kaum eine Veränderung vor sich gegangen sein; dagegen hatte in den Berggeländen neben den natürlichen Einflüssen der veränderten Bodengestalt auch das Vorbild der römischen Bauweise auf das Dorfbild eingewirkt. Neben der Bibelübersetzung des Bischofs Wulfila, die wir zum Teil schon gewertet haben, sind hier die Stammesgesetze von Wichtigkeit, weil sie die Bedürfnisse eines Bauernhofes sprachlich überliefern.

Nach diesen Stammesgesetzen, die allerdings nicht in der alten Heimat, sondern in den eroberten Gebieten niedergeschrieben wurden, schließt das Dorf keineswegs nur Hütten und bescheidene Höfe ein. Wir finden fast durchgehends — bald mehr, bald weniger — das Bestreben, auch auf den Bauernhöfen ansehnliche Gebäude für mancherlei Bedürfnisse zu errichten. Wenn wir aus den Gesetzen der Alemannen, Bayern, Burgunden, Franken und Langobarden von Wohn- und Stallgebäuden, Scheunen, Schweineställen, Kellern, Speichern, Stuben, die hier als Wohnhäuser aufzufassen sind, von Frauenhäusern und zaunumgrenzten Obstgärten hören, wenn uns Dungstätten, Dreschtennen und selbst Weinberge genannt werden, dann muß das Dorf äußerlich ein wesentlich anderes Bild geboten haben als in der alten Heimat, in der der Einbau Mensch, Vieh und Korn wie noch heute in dem sächsischen Hause vereinte. Nicht alle diese Ausgestaltungen müssen auf römische Einflüsse zurückgeführt werden; den kräftigsten Anstoß dazu gab wohl die natürliche Beschaffenheit der neuen Gebiete, welche die Viehzucht zugunsten eines extensiven Ackerbaues zurücktreten ließen. Trotzdem blieb das Dorf im großen und ganzen bei der germanischen Grundanlage, weil die Überlieferung zu fest mit den Lebensbedingungen des Volkes zusammenhing. Allerdings konnte in einem alten Kulturlande, in dem sich die Bevölkerung vielfach schon in großen Städten zusammengedrängt hatte, die alte Hauswirtschaft, die alle Tätigkeit nur für den eigenen Gebrauch einspannte, nicht mehr aufrechterhalten werden; sie kam mehr und mehr dahin, die überschüssigen Erzeugnisse für den Handel zu verwerten. Damit war aber auch eine wirtschaftliche Entwicklung verbunden, die den Feldbau durch den Übergang von der alten wilden Feldgraswirtschaft, d. h. dem Wechsel zwischen Kornbau und mehrjähriger Weide, zu der Dreifelderwirtschaft in ein neues Betriebssystem überleitete. Zwar wird diese Dreifelderwirtschaft, die das eine Drittel der Anbaufläche mit Sommerkorn, das andere mit Winterkorn bebauen ließ, während das dritte brachliegen blieb, um dann später in der Reihenfolge der Benutzung zu wechseln, erst 771 in der Schweiz erwähnt; es wird in seinen Anfängen aber etwas früher anzusetzen sein. Wir dürfen auch vermuten, daß sich diese Wirtschaft mit der Befestigung des Privateigentums nach und nach herausgebildet hat, und daß sie zur Zeit Karls des Großen bereits verbreitet war. Er erwähnt sie in seinen Verordnungen seltsamerweise nicht, was wohl dadurch zu erklären ist, daß dieses System bereits allgemein und darum selbstverständlich war.

Wir kommen der Zeit immer näher, in der der Bauer seine alte Volkfreiheit fast vollständig verlor. Nur im alten Sachsenlande, in einzelnen Marschengebieten der Nordsee und in den Alpenländern erhielten sich Reste der freien Genossenschaften. Es war keineswegs im Sinne der Grundherren, gerade die Bauern zu schädigen — hat doch Karl der Große versucht, diese Entwicklung aufzuhalten! — aber der Zug der Zeit drängte den Dörfler immer mehr zurück, weil sich ein gewaltiger Wechsel vorbereitete, der eine ganz andere ständische Gliederung nach sich zog. Bauern-, Krieger- und Beamtenstände bildeten sich; die Kirche, der Großadel und der fränkische König verstärkten ihren Landbesitz. Jetzt äußerte sich auch die Natur des Berglandes insofern verhängnisvoll, als hier die Landgüter höher im Werte standen als in dem alten Volkslande, und als in den ehemals römischen Provinzen die Abhängigkeit des Kolonen von einem Verwaltungsmittelpunkte für die fränkischen Grundherren vorbildlich und auf die germanische Bauernbevölkerung übertragen wurde.

Es liegt auf der Hand, daß eine so tiefgehende politische Veränderung auch auf die Gestalt der Siedlung zurückwirken mußte. Die Dörfer der fränkischen Zeit sind eben nicht nur Heimstätten von Bauerngeschlechtern, sondern auch solche von den Großgrundbesitzern, die andere wohnliche Bedürfnisse hatten als jene. Schon die fränkische Sala, ein Haus mit allen für die Verteidigung notwendigen Vorkehrungen, drängte auf die Ausgestaltung zu einer vervollständigten Burganlage. So entwickelten sich in Westdeutschland die Einzelhöfe des Adels, die auf eigenem — nicht auf genossenschaftlichem Grund und Boden standen oder in entfernteren Gemeindeländereien eingefriedet und dadurch aus der gemeinen Mark ausgeschieden waren, allmählich zu den späteren Burgen. Andererseits begannen die Grundherren neue Dörfer auf altem Gelände anzulegen, indem sie zunächst einen Fronhof für die Verwaltung errichteten, der sich dann im Laufe der Zeit vielfach zu einem wirklichen Herrenhof entwickelte.

Die Stellung des Dorfes war im Laufe der Jahrhunderte bis in die Hohenstaufenzeit hinein allmählich eine andere geworden. Der freie Dorfbewohner alter Zeit, der seinen Willen auch bei den Geschicken des Stammesterritoriums zur Geltung brachte, war einem Stande gewichen, dessen Macht selten weiter als über die Dorfmark reichte. Für die Geschicke der größeren Landgebiete spielte er nur noch eine passive Rolle. Bei der gewaltigen Verschiebung der Stämme

und der Durchdringung ihrer einheimischen Kultur durch die römische wäre ein großer Bauernstaat, wie er sich im kleinen nachmals in Friesland und den schweizerischen Urkantonen gebildet hatte, nicht möglich gewesen. Die Verantwortung für die Geschichte des Staatsganzen war von den Dörflern abgeglitten zu den neuen Ständen, die nicht mehr mit dem Boden und dem Landbau so innig verwachsen waren wie jene. Es trat an die Stelle des Volksstaates der politische Staat, der Anklänge an das römische Imperium hatte. Die Forderung, daß alle zugehörigen Volkselemente sich eins fühlen oder verwandt sein sollten, wie in den zertrümmerten Stammesverbänden der alten Zeit, war kaum noch aufrechtzuerhalten. Das Wesen dieses neuen Staates war nicht mehr auf den primären Einheiten der Dorf- und Markgenossenschaft begründet, sondern ging von größeren politischen Gebilden aus, bei denen jene nur mittelbar beteiligt waren.

In der langen Zeit des Gärens und Drängens, welche vom 8. bis 12. Jahrhundert die Landkarte Europas gänzlich umgestaltete, ist das Dorf zu einem gewissen Stillstand gekommen. Die vielen neuen Dörfer, die im 9. und 10. Jahrhundert in Hessen und Westfalen auf grundherrlichem Boden angelegt wurden, sind Dörfer von unregelmäßiger Häufung der Höfe, was sich als Folge der in den Einzelhöfen Niederdeutschlands vorhandenen Ansätze ergibt. Wir finden jetzt auch häufiger Bauerngärten erwähnt, die indessen mehr auf die Kultur der Nutzpflanzen als der Blumen eingerichtet und stellenweise zu einer ständigen Einrichtung geworden sind. Dagegen entwickelte sich als Ausklang der rechtlichen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zustände, die von den Einflüssen der Ritterkultur nicht unberührt blieben, der *Anger* zu einem wichtigen Bestandteil der Dorfanlage. Er ist zwar ursprünglich nicht der örtliche Mittelpunkt, um den sich die Höfe gruppieren; aber seine zunehmende Bedeutung für die dörfliche Gerichtspflege — in kriegerischen Zeiten auch für die Sicherheit des Viehes — gaben ihm eine solche Stellung, daß er bei den späteren Dorfgründungen von vornherein in Betracht kam. Nicht ohne tiefere Beziehungen heißt er in Oberdeutschland der *Heimgarten*, auf dem die Dorflinde grünt und die steinernen Sitze für die beratenden Bauern stehen, während seine niederdeutsche, besonders im Westen beliebte Bezeichnung „*Tie*“, die bereits im 12. Jahrhundert genannt wird, vermutlich sprachlich auf „*Ting*“ zurückgeht. Auch die Einzäunung, die in einem Evangelarium des Klosters Echternach aus dem 10. Jahrhundert bereits

als Hutengeslecht dargestellt ist, als „Rnick“ in Niederdeutschland jedoch ein weit höheres Alter hat, gewann immer mehr Raum im Dorfbilde, weil der alte Rechtsgrundsatz, daß man durch Einzäunen und Abmarken ein Stück Land in das Grundeigentum überführen könne, ihrer Anwendung Vorschub leistete.

Langsam treibt die Entwicklung der größten Tat der mittelalterlichen Geschichte entgegen: der inneren und äußeren Kolonisation. Die Blicke der Fürsten waren nach außen gerichtet; aber im Lande wuchs indessen eine Bewegung auf, die unmittelbar im Gefolge der äußeren Politik stand, die aber für Mittel- und Ostdeutschland das Dorf zu einem wichtigen Faktor machte und den Bauern noch einmal für fast zwei Jahrhunderte die Bedeutung eines Kulturkämpfers gab.

Von dem Anfang des 6. Jahrhunderts an bis etwa 1300 wurde in Deutschland der bis dahin unbewohnte Urwald durch die Anlage neuer Ansiedlungen erobert und damit zugleich die beste Schulung für die spätere östliche Kolonisation geschaffen. Zuerst wurden den Slawen die südwestlichen Gebiete abgenommen und besiedelt. Im Anfange des 9. Jahrhunderts wurde Oberfranken bis zum Böhmerwald, Sachsen bis zum Erzgebirge und bis zur Elbe mit deutschen Dörfern besetzt. Vereinzelt drang die Kolonisation bis zur südlichen Wasserscheide vor, um sie wie in dem Erzgebirge und den Alpen sogar zu überschreiten. Die große Völkerflut ging jedoch einen anderen Weg. Im Nordwesten setzte sie ein. Erzbischof Friedrich von Bremen-Hamburg, der im Anfange des 12. Jahrhunderts Holländer aus der Gegend von Utrecht in die Umgebung von Bremen versetzte, zeigte den Weg, auf dem sich in demselben Jahrhundert ein ganzer Völkerstrom über das östliche Holstein, Mecklenburg, Pommern, Sachsen, Brandenburg, Schlesien, Posen, Preußen bis in das Kernland Polens und nach Litauen und Livland hinauf ergoß. Alle diese Ansiedler kamen aus verschiedenen Ländern, aber trotz dieser Herkunft der Kolonisten, die aus Holland, Flamländ, Westfalen, Ostsachsen, Holstein, Franken, Bayern, Schwaben und Hessen, selbst aus Friesland und Dänemark kamen, wurde die Feldflur in einheitlicher Weise aufgeteilt und für die Ortsanlage ein bestimmtes Schema benutzt.

Mit dieser Kolonisation schließt die äußere Bildungsgeschichte des Dorfes zunächst ab. Bis 1300 ungefähr hatte das Dorf eine steigende Entwicklung gehabt, sowohl politisch als auch wirtschaftlich. Es ist jetzt zwar nicht mehr wie früher die einzige Form der Siedlung —

Märkte, Städte und Burgen waren inzwischen entstanden —, aber es hatte doch Deutschlands Stellung als Ackerstaat bestimmt. Diese für die Staatenbildung wichtige Grundlage konnte in ihrer Stärke nur bestehen, solange der Bauer ein gesuchter Pionier der deutschen Kultur blieb. Mit dem Anfang des 14. Jahrhunderts wendet sich die Entwicklung. Land zum Urbarmachen und zur Anlage neuer Dörfer war in nennenswerter Größe nicht mehr vorhanden, wenigstens nicht solches, das man ohne große Umgestaltungen der Oberfläche dem Ackerbau zuführen konnte. Die Grundherren hielten die umfangreichen Waldungen für andere Zwecke zurück; in den Städten begannen die Reibungen zwischen der kleinen gewerbetreibenden Bevölkerung und den Geschlechtern und infolgedessen eine Erschwerung der bäurischen Zuwanderung einzusetzen. Damit mußte sich auch die wirtschaftliche Lage ändern, weil der Überschuß der bäuerlichen Bevölkerung auf dem Lande blieb und vielfach zur Teilung der Hufen trieb, die in $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{4}$ und noch geringere Bruchteile zersplittert wurden. Das Dorf nährte sich jetzt von den Erinnerungen seiner Vorzeit.

Um 1500 waren die letzten Reste der ehemaligen vollfreien Bauerngeschlechter zum größten Teil vernichtet; was sich noch erhalten hatte, erlag den Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges. Wesentlich trugen zu diesem Schicksal die Landesfürsten bei, die in dem Maße, in dem sie sich der Herrschaft der Reichsgewalt entzogen, die ackerbautreibende Landbevölkerung in ein Untertanenverhältnis zweiter Ordnung drängten, während die Städte zu Mittelpunkten neuer rechtlicher, kirchlicher, gewerblicher und bürokratischer Interessen heranwuchsen. Das römische Recht, das durch seinen fremden Geist eine unübersteigbare Schranke zwischen den Dörfern und den Herren, bzw. den Städten aufrichtete, machte die Scheidewand zwischen den Bauern und den anderen Ständen so hoch, daß die ersteren — von wenigen Ausnahmen abgesehen — fast zu rechtlosen Parias Deutschlands wurden. Es war nur eine logische Folge dieses Verhältnisses, daß auch die Städte die von ihnen abhängigen Dörfer nach Möglichkeit drangsalierten. In den verknöcherten Innungsordnungen boten sich genug Handhaben, um etwaige Dorfgewerbe, die sich stellenweise zu bilden begannen, aus Eifersucht lahmzulegen.

Erst im 18. Jahrhundert wurden neue Kräfte lebendig, die aber nicht von den Bauern ausgingen, sondern aus der ganzen Bewegung der Zeit herauswuchsen, die aber auf eine Umwandlung der wirt-

schaftlichen und politischen Lage innerlich und äußerlich drängten und durch Aufhebung der Leibeigenschaft und Befreiung von den erdrückenden Lasten die Kräfte zu einer neuen Gestaltung freimachten.

In den trüben Zeiten, da Abgaben, Fronen und persönliche Unfreiheit die Bauern belasteten, blieb die äußere Gestalt des Dorfes sehr zurück; ja man darf annehmen, daß es sich in Dürftigkeit und Armseligkeit sogar zurückentwickelte. (Abb. 2.) Eine Wandlung knüpfte sich erst an die Folgen des Dreißigjährigen Krieges. In mancher Beziehung hatte er, der unter der bäuerlichen Bevölkerung fürchterlich aufräumte und unzählige Dörfer vom Boden vertilgte, aber aufrüttelnd gewirkt. Seuchen und Kriegszüge hatten ganze Landstriche verödet — hatte doch nach Gustav Freytag der große Krieg allein zwei Drittel bis drei Viertel der Bewohner Deutschlands hinweggerafft! Die Ackerfelder waren verwildert, die Dörfer verschwunden; Strauchwerk, Baumdickicht und



Abb. 2. Hausendorf mit entstehendem Anger.
(Nach einer alten Zeichnung. Aus Ranck, deutsches Bauernhaus.)

Wildpflanzen breiteten sich aus, wo die Höfe zu Ruinen zusammensanken; Wege wurden übergrünt und Brücken faulten über den Wassergräben; aber es kehrten doch — wenn auch stellenweise erst nach Menschenaltern — Ordnung und Betriebsamkeit zurück. Nach einem hervorragenden Forscher (v. d. Goltz) hatte die Landwirtschaft bald erträglichere Beträge geliefert als vorher und dadurch die Linien der alten Feldkulturen wieder mit neuem Leben erfüllt. Gerade der Krieg hatte nach demselben Forscher wie eine Riesenbrache in Deutschland gewirkt, die durch die vielen verwesenden Substanzen neue Kräfte erzeugte und vermehrte Fruchtbarkeit veranlaßte.

Mit Umsicht und Tatkraft gingen viele Herrscher daran, um durch neue Ansiedelungen und Erleichterungen aller Art die Feldkultur wieder zu heben. Der Große Kurfürst (1640—1688) gab in Brandenburg-Preußen viele Beweise seiner landesväterlichen Sorge, die seine Nachfolger, von denen Friedrich der Große allein etwa 900 Dörfer anlegte, nicht wieder aus dem Auge verloren. Herzog Ernst der Fromme von Sachsen-Gotha (1641—1675) und sein Urenkel, Herzog Georg I. von Sachsen-Weiningen (1763—1803), Kaiser Joseph II. (1780—1790), Herzog Karl Friedrich von Baden (1738 bis 1811), Kurfürst Karl Theodor von Bayern (1777—1799) und

andere Landesherren waren bemüht, das Los der Landleute zu erleichtern. Allerdings konnten sie einen wirtschaftlich gesunden Bauernstand nicht schaffen, da im Laufe der Zeit doch zuviel von den großen Bauerngütern zertrümmert und in kleine Anwesen aufgeteilt waren. Nur in wenigen Gebieten: Westfalen, Friesland, einzelnen Tälern Süddeutschlands hatten sich selbständige, nicht von Fronen und Abgaben erdrückte Bauern erhalten; doch läßt sich die langsam einsetzende, aufwärts strebende Bewegung nicht zuletzt in der besseren Gestaltung der Dörfer, ihrer Kirchen und Wohnhäuser, in den Trachten und Wohnungsausstattungen verfolgen, die gerade im 18. Jahrhundert eine gewisse Prunkentsaltung zeigen.

Das gilt freilich nicht für den Osten Deutschlands, der unter ganz anderen Verhältnissen sich entwickelte. Die Grundherren, die teils im Gefolge der Kolonisation ins Land kamen, teils sich aus Lehnschulden entwickelt hatten, saßen hier dichter beieinander und hatten erheblich größeren Landbesitz als ihre Standesgenossen im Westen und Süden. Besaß doch fast jedes Dorf östlich der Elbe seinen Gutshof — oft auch mehrere! Für diesen schloßgeseffenen Adel war es eine Lebensfrage, seinen Grundbesitz so weit zu vergrößern, daß er den Familien eine ausreichende Existenz bot, was den Grundherren wieder zum Selbstbewirtschafter, zum Ackerwirt großen Stiles machte. Neues Rodungsland war in nennenswerter Größe nicht mehr vorhanden; in den sumpfigen Niederungen konnte die Kultivierung nur mit Hilfe der Landesgewalt vorgenommen werden. Wenn in Preußen Friedrich Wilhelm I. gewaltige Gebiete in Bauernland umwandelte, was seine Nachfolger an der Havel, am Rhin, an der Elbe und der Oder, in Pommern und Ostpreußen fortsetzten, so gingen diese neugegründeten Ländereien ausnahmslos in die Hände von Bauern über. Den Grundherren blieb nur übrig, um ihre — auch politisch entwickelte — Abneigung gegen den freien Bauern zum Austrag zu bringen, ihren Besitz durch Aufkauf der erreichbaren Bauerngüter und -dörfer zu vergrößern und damit einen abhängigen Landarbeiterstand zu schaffen. Mag dieser auch nicht gerade in unmittelbare Leibeigenschaft geraten sein — dem widerstrebten schon die Landesgesetze —, so fehlte ihm doch jede Möglichkeit, innerhalb einer Ortschaft Einfluß zu gewinnen oder auf die äußere Gestaltung des Dorfes einzuwirken. Ja, durch das berücksichtigte „Legen“ der Bauerngüter, das zeitweilig auch von den Behörden gefördert wurde, sind auch selbständige Bauern in Abhängigkeit geraten. Kleine Mittel konnten gegen diese Zeitströmung nichts ausrichten; es mußte erst nach

dem Zusammenbruch Preußens die Stein-Hardenberg'sche Gesetzgebung ganz neue Entwicklungslinien aufzeichnen, bevor das Dorf wieder ein Faktor in dem agrarischen Osten wurde. Wie schwer selbst die Landesfürsten gegen die, im System der Grundherrschaft liegende Fesselung der Bauern ankämpften, bezeugt die Tatsache, daß noch der Große Kurfürst die Schollenpflicht der Bauern anerkennen mußte, und daß seine Nachfolger den erblichen Besitz nur auf ihren Domänen durchsetzen konnten.

Auch in anderen ackerbauenden Staaten Europas war die Lage der Bauern nicht besser — am wenigsten in Frankreich —, aber von einer verhängnisvollen Wirkung war es, daß sie den politischen Charakter der Dorfsiedlung fast gänzlich vernichtete. In seinem Dorfe hatte der Bauer so gut wie nichts zu bestimmen; alles wurde angeordnet, alles bestimmt und regiert; wo er etwas Selbständigkeit bewahrte, war sie für ihn mit mancherlei Nachteilen verbunden. Wenn man dabei bedenkt, daß schon Ende des 18. Jahrhunderts Ackerbauerschulen eingerichtet wurden, dann ist diese Verkennung des Dorfes als Grundlage eines Staatswesens um so befremdender. Aber sie ergibt sich aus der Zeitrichtung, die nach einer kurzen Beglückung des Landes durch wissenschaftliche Theorien das Schwergewicht der staatlichen Interessen in die Städte verlegte und in dem Dorfe gewissermaßen eine zurückgebliebene Form sah, deren natürliche Spitze die städtische Entwicklung war. Darin lag der große Irrtum der Zeit, der auch heute noch keineswegs ganz überwunden ist, daß man in beiden Siedlungstypen nur Entwicklungsstufen des gleichen Urkeims sah, anstatt Dorf und Stadt als zwei wesentlich politische Gestaltungen mit gesonderten Entwicklungen, Bedürfnissen und Formen anzuerkennen.

Leider ist auch bei der größten Tat des 19. Jahrhunderts, bei der Aufhebung der Erbuntertänigkeit und der vielen, auf dem Bauerngut lastenden Verpflichtungen nicht an das Dorf als Siedlungstypus gedacht worden. Man schuf zwar persönlich freie Bauern, die jedoch durch Ablösungen belastet blieben; aber man bemühte sich zugleich, die Gemeindeländereien, die der ganzen geschichtlichen Entwicklung nach die Grundlage des Dorfes waren, aufzuteilen und in das Sondereigentum überzuführen. Noch weniger aber dachten die Gesetzgeber daran, neue Bauerdörfer zu schaffen, die namentlich in dem dünnbevölkerten und industrieloßen deutschen Osten von der größten Wichtigkeit sind. Erst in den beiden letzten Jahrzehnten ist man staatlicherseits dieser Erkenntnis gefolgt, indem man nicht nur den

Osten mit deutschen Bauerngütern und Rentengütern besiedelte, sondern diese Kolonisationsbestrebungen neuerdings auch in die westlichen Provinzen zu verpflanzen sucht. Und mit dieser Entwicklung, die auf der einen Seite mit einer fachlichen Ausbildung des Ackerwirtes, auf der anderen mit einer agrarpolitischen Gesetzgebung und Berücksichtigung ländlicher Bedürfnisse bei den Handelsverträgen Hand in Hand geht, hat sich auch eine weitere Erkenntnis Bahn gebrochen. Man hat erkannt, daß Stadt und Dorf zwar von denselben Urformen herzuleiten sind, daß sie jedoch in einer fast tausendjährigen Entwicklung zu selbständigen wirtschaftlichen und politischen Gebilden geworden sind, die einander nicht entgegenwirken, sondern zusammen arbeiten für das Wohl Deutschlands und seiner Bewohner.

Die Dorfanlage und die Flureinteilung.

Die ersten Nachrichten, die wir über Deutschland haben, lassen ein rauhes, unwirtliches Land erkennen. An diesem Urzustande ist vieles geändert worden: Die Wälder sind gelichtet und stellenweis verschwunden, die unbändigen Ströme bezwungen, Sümpfe und Moore ausgetrocknet und blühende Gefilde geschaffen, wo einst der Ur und der Wisent ihre Gründe erfolgreich gegen die ersten Kultivierungsversuche der Bevölkerung verteidigten. Wer erkennt heute noch aus der bunten Vielheit der Fluren die Linien, nach denen unsere Vorfahren das Land ehemals aufteilten, wer die einfachen Grundzüge der Siedlungen, die sich in den Wandlungen der Dorf- und Stadtgeschichte vielfach verloren haben! Die Separation zumal hat in vielen Gebieten die Flureinteilung völlig verwischt, die als Erbe einer uralten Vergangenheit noch im 18. Jahrhundert fast überall, Ende des 19. nur vereinzelt vorhanden war; aber noch hat sich als wahrnehmbares Denkmal jener alten Zustände die Dorfanlage selbst erhalten, die in den verschiedenen Landesteilen wie eine eiserne Klammer Hof und Wege an den Boden fettet. Noch können wir, wenn auch die Flur von neuen Einteilungslinien überzogen ist, das alte Gesicht der Siedlung wiedererkennen, wenn wir die Art und Lage der Gehöfte betrachten. In ihnen zeigt sich häufig die letzte Ausstrahlung uralter volklicher Gewohnheit, die sich schon seit der Völkerwanderung stammesartig ausgebildete.

Auch geschichtliche Vorgänge haben zu dieser Verschiedenartigkeit beigetragen; doch fällt die Grenzlinie zwischen den landschaftlichen